

Insel Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Die Insel, das Land

Geschichten über Spanien
Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4024
978-3-458-35724-7

Jedes Jahr im Juli landet Cees Nooteboom auf den Balearen – und bringt von dort Geschichten mit, über die Insel und über das Land. »Ich bin wieder angekommen in meinem Sommerdomizil. Die herrenlose Katze hat sich zum Fressen eingefunden, die Palmen sind um einen unsichtbaren Zentimeter gewachsen, da sind die Bücher wieder, die ich vergessen habe, und ich nehme Platz gegenüber der weiß verputzten Natursteinmauer, die mich schon seit fast zwanzig Jahren mit ihrer Leere erregt.«

Der große Autor erzählt von Don Miguel, dem 87 Jahre alten Postboten, von einem Mädchen namens »Schnee« und einem anderen, das »Liebe« heißt, von Blumen, der Sonne und dem Meer. Nooteboom schildert uns ein Land, in dem »die Zeit aus Sand« ist und dessen Menschen er mit Zuneigung betrachtet, wissend, daß er nur ein Passant ist, einer aber, der von sich sagen kann: »Ich liebe Spanien.«

»Wer Nooteboom liest, wird erleuchtet.« *Ulrich Greiner, Die Zeit*

Cees Nooteboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt heute in Amsterdam, Berlin und auf Menorca. Sein umfassendes, vielfach über-
setztes Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag, u.a. liegen vor: *Rituale, Das Paradies ist nebenan, Die folgende Geschichte, Berlin 1989/2009* und zuletzt *Nachts kommen die Füchse*.

insel taschenbuch 4024

Cees Nooteboom

Die Insel, das Land



Cees Nooteboom
Die Insel, das Land

Geschichten über Spanien

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen

Insel Verlag

Umschlagfotos: Shutterstock.com / Visual Language

insel taschenbuch 4024

Erste Auflage 2011 · Insel Verlag Berlin 2011

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

www.hildendesign.com

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35724-7

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Die Insel, das Land

STOCKFISCH MIT BRILLE

Ich bin wieder angekommen in meinem Sommerdomizil. Die herrenlose Katze hat sich zum Fressen eingefunden und löscht damit neun Monate Abwesenheit aus, die Palmen sind um einen unsichtbaren Zentimeter gewachsen, ich entdecke die Bücher wieder, die ich vergessen hatte, und nehme gegenüber der weiß verputzten Natursteinmauer Platz, die mich schon seit fast zwanzig Jahren mit ihrer Leere erregt. Die Mauern rund ums Haus sind aus großen Steinen zusammengefügt, der Weg hört bei mir auf. Keine Autos, kein Telefon. Nicht weit von hier eine Küste mit schroffen Felsen, weiße Fischerboote, das Meer Homers. Mein König ist jetzt der König von Spanien, doch



die Stimmen, die ich zuweilen jenseits der Mauer höre, sprechen die Inselversion des Katalanischen. Die Steinmauern setzen sich bis in das ein Stück weiter gelegene Dorf fort, ich gehe an ihnen entlang, um Zeitungen zu holen, mit einem Armvoll Welt kehre ich in die Stille zurück. Ich erkenne die Geräusche wieder, das Geschrei des Bussards, immer aus derselben Ecke, der Wind in den Palmen, spielende Kinder bei einem Wassertank, wenn ihre Stimmen zu mir wehen. Jetzt muß ich mich noch meiner anderen Welt entledigen, die Uhr in die Sonne legen, so daß sie schmilzt wie Dalís Uhr und langsamer geht, muß auf den Spiegel in der Zisterne achten, damit ich rechtzeitig Wasser bestellen kann. Ich habe zwei Leben, so scheint es, eines dort, von wo ich herkomme, ein Leben, das jetzt schemenhaft wird, es existiert nicht wirklich. Das andere ist hier, ich hatte es lediglich unterbrochen. Man kann sie nicht zu zwei ganzen Leben addieren, und doch ist es, als lebte man länger. Das Leben ist eines der Menschen, Ereignisse, Reisen. In ihm wandeln sich die Zeiten, sie heißen Abreise, Fahrpläne, Termine, hier dagegen ist die Zeit aus Sand, ich brauche die Uhr nur jeden Tag umzudrehen, dann bezeichnen dieselben Körner dieselben Stunden. Die Veränderungen werden nur am Nachthimmel sichtbar, dort führen andere Uhren das Regiment, man kann ganz langsam dazu zählen.

Ich bin am Tag nach Mittsommernacht angekommen. Manchmal denke ich, ich bin einer der wenigen Primitiven, die diese Zaubernacht noch *fühlen*. Das muß vom Krieg herrühren. Worten habe ich mich nie entziehen können, und das Wort Sonnenwende muß ich irgendwo aufgeschnappt haben, wenngleich ich mich an niemanden erin-

nern kann, der es benutzt hat. Ich habe also nicht *gesehen*, wie es ausgesprochen wurde. Vielleicht eine Rundfunksendung über das germanische Erbe, weiß der Himmel. Jedenfalls hat es sich in meinem Kinderhirn eingenistet und ist erst viel später wieder hervorgekommen, als es verstanden werden konnte. Da gab es auf einmal viel mehr zu verstehen: Ich las von *solstice* und *equinox*, und beide Wörter riefen, als ich sie im Wörterbuch nachschlug, Erstaunen hervor. Die Übersetzung des zweiten in meine Sprache lautete *evening*, Tagundnachtgleiche, aber das war einfach ein niederländisches Wort, man konnte es niederländisch aussprechen, und doch tat das keiner, man hörte es nie. *Evening*: Wenn Tag und Nacht gleich lang sind, zweimal im Jahr. Die Engländer hatten jeden Tag einen *evening*, Wahnsinn. Und *solstice*: *zonnestilstand*, Sonnenwende. Ich habe noch einmal nachgesehen, es steht wirklich so da. Von früher geblieben ist mir ein festliches Gefühl bei der Sonnenwende im Winter: Von jetzt an werden die Tage länger. Ich bin ein Sommerkind, ich feiere diesen Tag mit einem Glas Champagner und denke an mein Haus im Süden und bilde mir ein, es wartet auf mich.

Und was ist Mittsommernacht? Das ist ein Tag, aus dem sich die Nacht entfernt hat, und trotzdem ist es eine Nacht. *Une nuit blanche*, eine Nacht, in der man nicht schläft. Feuer, Shakespeare, Hexen, Zauberei, Geilheit, Geisterbeschwörung, Ingmar Bergmans schönster Film. Schöner als James George Frazer (in *Der Goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker*) kann ich es nicht sagen: »Die Sommersonnenwende oder der Mittsommertag ist der große Wendepunkt im Lauf der Sonne, da sie ihre Schritte am Himmelswege abwärts zu lenken beginnt,

nachdem sie vorher Tag für Tag immer höher hinaufgestiegen war.« Haben unsere fernen Vorfahren diesen Punkt gefeiert oder beschworen? Nein, zuvor eine andere Frage: Gibt es das, Vorfahren? Wann beginnt die erkennbare Familie in einer Menge anonymer Toter zu verschwinden? Unwiderruflich läßt sich eine logische Linie von Gebärmutter zu Gebärmutter zurückverfolgen, doch dabei stellt sich kein anderes Gefühl ein als eines der Rätselhaftigkeit: daß man angeblich von dort stammt, aus diesem Gewimmel vorchristlicher Schemen, die den alljährlichen Rückzug der Sonne aufhalten, ihr in ihrer Schwäche beistehen wollten. Große Feuer, Umzüge mit brennenden Fackeln rund um die Felder, Burschen, die allen möglichen Unrat verbrannten, damit übelriechender Rauch die Drachen vertriebe, die, geil von der ranzigen Sommerhitze, »sich in der Luft paarten und Brunnen und Flüsse vergifteten, indem sie ihren Samen hineinfallen ließen« (Frazer). Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein brannten diese Feuer in ganz Europa, ein Mädchen, das neun Feuer sah, hieß es, würde binnen Jahresfrist heiraten, Wagenräder wurden mit Pech beschmiert, angezündet und, brennend wie das Rad der Sonne, die Hügel hinuntergerollt, krankes Vieh wurde durch das Feuer getrieben, damit es genas, das öffentliche Feuer wurde an glühenden Ästen nach Hause gebracht, wo man den Herd damit anzündete. Frazer beschreibt sämtliche Riten und Spielarten in allen Ecken und Winkeln Europas, von denen zu seiner Zeit noch viele lebendig waren; im Kern geht es bei all diesen verschiedenen Bräuchen um das Feuer, das auf der Erde entfacht wird, um Ersatz für jenes aus dem Himmel zu schaffen, eine Beschwörung des Winters mit seinen tödlichen Gefahren, ein Sich-Aufbau-

men gegen das Dunkel, in der Angst die Phantasie entzündete. Es gibt keinerlei Grund, sich nach diesen Zeiten zurückzusehen, und dennoch schlummert in den Tiefen meiner Seele ein Heide, der in der größten Hitze des Sommers an das Messer des Winters denkt, an das Verschwinden des Lichts. Heute sind es 35 Grad in Zamora, 41 in Badajoz, 34 in Zaragoza. Einstweilen ist die Dunkelheit noch fern.

Womit man umgeht, damit wird man leicht infiziert. Romanische Zeitungen (nicht erschrecken: ich meine damit einfach französische, italienische, spanische) eröffnen Intellektuellen einen Tummelplatz. Das tun unsere niederländischen auch, und auch bei uns darf das Thema komplex sein, aber die Sprache bleibt ruhig. Hier nicht, man schöpft aus einem großen Reservoir ciceronianischer Rhetorik, läßt den Motor ordentlich aufjaulen. Oft genug merkt man, während man noch kräftig auf Nietzsche und Ortega herumkaut, daß man wieder in eine riesige Seifenblase gebissen hat, verpackt in Zeitungspapier voll Börse, *faits divers* und Gewerkschaft. Es schmeckt, keine Frage, manchmal beschleicht einen sogar die Lust, den akademischen Meistersinger, den man selbst irgendwo in einem Käfig hat, für eine Weile raus- und mal so richtig jodeln zu lassen. Fangen wir an: das Foto als Ikone, als phänomenologische Fundstätte, als exegetisches Moment, als politisches Emblem. Das habe ich mir alles selbst ausgedacht, allerdings inspiriert von ein paar ganz gewöhnlichen Zeitungsfotos und dem, was jemand aus ihnen herauslesen will. Ich habe dieses Verfahren in der Vergangenheit selbst angewandt, Bilder sind schließlich verführerisch. Henk

Bernlef¹ hat vor gar nicht so langer Zeit über das Foto in der modernen niederländischen Lyrik geschrieben, und jeder weiß, daß, obwohl fast niemand moderne Lyrik liest, die darin zum Ausdruck kommenden Ideen sich dennoch auf Schleichwegen in die Gehirne derer mogeln, die in Zeitungen schreiben. Das ist geheimnisvoll, aber dennoch wahr.

Jetzt also zu besagten Fotos. Eines von ihnen war mir besonders aufgefallen, und zwar in einem Maße, daß ich die Zeitung, nachdem ich sie längst ausgelesen hatte, doch wieder aus dem Papierkorb angelte, um es mir noch einmal anzuschauen. Auch ich schreibe in Zeitungen und dachte daher, daß ich vielleicht etwas darüber sagen oder es zumindest für mein Spanien-Archiv aufbewahren sollte. Sechs Männer sind auf diesem Foto, ein sonniger Kreml, wenngleich es sich um Spanier handelt und Felipe González² einer von ihnen ist. Trotzdem kommt mir kurz die Assoziation mit dem Kreml, vielleicht auch nur, weil niemand richtig lacht, weil Fäuste erhoben werden (drei linke, eine rechte), vor allem aber, weil das Foto von *unten* aufgenommen worden ist und keinen richtigen Hintergrund hat, nichts, das ablenkt. Über den Köpfen drei Wörter, *ara seguir luchando*, in diesen großen unhöflichen Buchstaben, die einen festen Willen ausdrücken sollen. *Ara* ist kein Wort, sondern die Endung einer Futurform, doch die Aus-

1 Henk Bernlef (eigentlich Hendrik Jan Marsman): 1937 geborener niederländischer Autor.

2 Felipe González (eigentlich Felipe González Márquez): Geboren 1942 in Sevilla, Jurist. Generalsekretär der PSOE (Sozialistische Arbeiterpartei Spaniens) in den siebziger Jahren – bis 1997 –, spanischer Ministerpräsident von 1982 bis 1996.

sage ist klar: Wir setzen den Kampf fort. Daß sich dieser Kampf zu einem guten Teil gerade zwischen den Männern an diesem Tisch abspielt, ist bekannt. González trägt keine Krawatte, hier nicht, dafür eine Art Strickjacke. Die Hände hat er übereinandergelegt. Das hatte ich natürlich gleich gesehen, aber ich ziehe nun doch nicht die Schlußfolgerung des Exegeten im *Diario 16*³, der die Haltung von González mit der von Peter Sellers in *Dr. Strangelove* vergleicht, wo dieser als Ex-Nazi seine rechte Hand immer krampfhaft mit der linken festhalten muß, um nicht in *Sieg Heil!* auszubrechen. Nicht nett, dieser Vergleich. González erhebt nur deshalb nicht die Faust, weil es Stimmen kostet. Niederländische Sozialisten singen heutzutage auch nicht mehr die *Internationale*, und sei es nur deshalb, weil sie den Text nicht kennen.

Was war der Anlaß für dieses Foto? José González Moro, Generalsekretär der Rentnergewerkschaft innerhalb der UGT (Unión General de Trabajadores), erhielt die Verdienstmedaille. Der einzige andere Mann, dem es gelingt, die Hände unten zu lassen (hinter dem Rücken), ist der Arbeitsminister. Wer regiert, darf seine Faust nicht ballen. Von den drei übrigen ist Gewerkschaftsführer Nicolás Redondo der große Gegenspieler von González. Es ist das erste Mal in drei Jahren, daß der Ministerpräsident und der Gewerkschaftschef gemeinsam in der Öffentlichkeit zu sehen sind. Die Öffentlichkeit, das sind zehntausend Rentner aus ganz Spanien. Die Veranstaltung ist ein Erfolg für González. Als er fragt, ob er lang oder kurz sprechen soll, ruft der Chor der Alten: »Lang!«, und als er sagt, »Wir ma-

3 *Diario 16*: Spanische Zeitung.

chen alle Fehler«, ruft eine alte Frau: »Du nicht!« Redondo hat sich abseits gehalten. Das Gesicht auf dem Foto ist streng, sein Arm am höchsten erhoben. Rechts bei den Sozialisten, links bei den Kommunisten, stimmt diese Ikonographie noch? Redondos Gesicht zeigt nicht für die Rentner, die schlechtere Zeiten gekannt haben, diesen düsteren Ausdruck, sondern für den aktiven Teil seiner Anhänger. Es soll die Enttäuschung und Verbitterung von Arbeitern ausdrücken, die der Meinung sind, sie hätten eine sozialistische Regierung nicht dafür gewählt, um sich den Lohn kürzen und ihre Werften und Stahlindustrien schließen zu lassen.

Bei den übereinandergelegten Händen von González hatte ich eine andere, eine persönliche Assoziation: Er hält sie so wie jemand, der etwas *nicht* tut. So hält man die Hände, wenn man beschlossen hat, daheim bei Tisch nicht mehr mitzubeten. Eigentlich täte man es gern, um den anderen einen Gefallen zu erweisen, um nicht so unangenehm aufzufallen, aber man tut es nicht, weil man beschlossen hat, es nicht mehr zu tun, genauso wie man als einziger in der Kirchenbank stehen bleibt, wenn die ganze Familie bei einer Beerdigung zur Kommunion geht. Dann hält man seine Hände so. Der Journalist vom *Diario 16* drückt es wieder gemeiner aus: Natürlich möchte sich González' Körper an der großen sentimentalischen Gemütsentladung der Basis beteiligen, aber er weiß, daß die dazugehörige Rede – die von Redondo – *pura chatarra retórica* ist, reiner rhetorischer Schrott, und ihn die Wählermitte kosten würde. Politische Exegese anhand von Fotos. Wo sollen sich die politischen Führer verstecken?

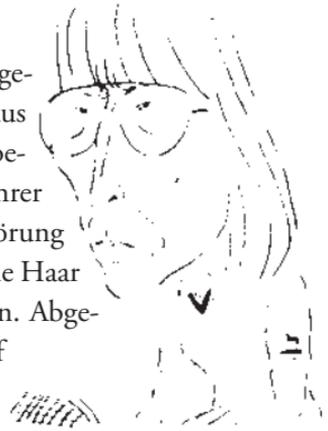


Jedenfalls nicht hinter Martina Navratilova. Sie ist der Gegenstand unserer zweiten Ikone. Als Analytiker fungiert der Schriftsteller Juan Marsé, die Diva ist in *El País* zu sehen, und seine ätzende Säure läßt keinen Zentimeter meiner eckigen Elfe unbeschrieben. »Sie ist ein nordischer Transvestit, aseptisch und intellektuell angehaucht.« Diesen Eindruck gewinnt der Verfasser nicht durch ihren starken Arm (mit dem sie ihm eine saftige Ohrfeige in sein südländisches Machog-

sicht geben müßte), sondern durch »die Zusammensetzung ihres Gesichts; dessen Teile könnten weiblich sein, vor allem wenn man sie einzeln betrachtet, der Ausdruck jedoch ist männlich; die Augen mögen die einer Frau sein, der Blick jedoch ist der eines Mannes«. So macht er weiter, bis er zu den Hüften kommt – zu deren Abwesenheit. Nicht einmal eine Andeutung von ihnen sei vorhanden! »Es ist nicht so, daß die Dame überhaupt keine *curvas* hat, aber es sind *curvas*, die keinerlei Sexualität erkennen lassen. Eine faserige und sehnige Dame ... das Gesicht eines Stockfisches mit Brille.« Dieser Mann muß gesteinigt werden mit den härtesten Tennisbällen aus der Steinzeit.

Ist die Zeichnung von Marc im *Observer* vom selben Tag besser? Ja. Warum? Weil in der Zeichnung die unvergeß-

liche Essenz dieses Gesichts festgehalten ist, das einer eckigen Elfe aus den Wäldern Mitteleuropas, beschäftigt mit dem Geheimnis ihrer Konzentration und der Beschwörung ihrer Gegnerin. Und dieses güldene Haar hätte Peter Handke bestimmt gern. Abgesehen davon bin ich wild auf Stockfisch.



DER FADEN IM NADELÖHR

Schön ist sie, die spanische Wetterkarte. Das Meer hat dieselbe Farbe wie die Fensterläden an meinem Haus, die Landmasse Spaniens ist kupferfarben, die Sonnen, die über den autonomen Regionen scheinen, sind grellgelb. Manchmal hängen weiße Wölkchen davor, meist nicht. Goldene Pfeile bedeuten Gewitter, böse Wellen kündigen Sturm an. Im blauen Meer liegen die Inseln, manchmal auch unter einem Wölkchen, meist nicht. Auf einer der Inseln zwischen der ausgebreiteten Stierhaut und dem ausgemusterten Damenstiefel sitze ich in einem kleinen Bauernhaus und schaue auf den Fernseher mit der Wetterkarte, auf der die Insel et cetera; man hat in etwa das Gefühl, man sei der Faden, der durch ein Nadelöhr gezogen wird.

Ich gehöre zu Spanien, andere Länder gibt es auf dem Bildschirm nicht, noch nicht. Spanien, das sind mehrere Völker, mehrere Sprachen. Es hat viele Regierungen und *eine* Regierung, aber nur *einen* König. Ich kenne ihn vom Sehen, er kommt manchmal mit seiner Yacht hierher. Dann legt er irgendwo auf der anderen Seite der Insel an und geht an Land Fisch essen. Die weißen Schiffe schaukeln auf den Wellen, der große, hochgewachsene Mann betritt mit ein paar Freunden eine Terrasse, alle applaudieren kurz, essen dann weiter und beachten ihn nicht mehr. Kein sichtbarer Rummel, keine Polizei. Einfach: essen gehen. Manchmal mit der Familie, manchmal mit Freunden. Im Fernsehen

sieht er anders aus, da wird er gezielt als Symbol der Einheit dieser stets auseinanderstrebenden Nation eingesetzt. *Despedida y cierre*, Abschied und Schluß heißt dieser magische Moment am Ende jedes Fernsehabends. Die pompöse Nationalhymne dröhnt, die Fahne mit dem königlichen Wappen flattert, und der König sieht nicht wie er selbst aus, eher wie jemand, der zu seiner eigenen Überraschung gerade einen Nebenzweig des Strukturalismus erfunden oder, als dieses Foto gemacht wurde, am anderen Ende des Objektivs ein Foto seines gesamten Volkes gesehen hat.

Zwei Männer sind ständig präsent, allerdings zu normalen Zeiten. Das sind González und der König, zwei Sterne, die einander umkreisen. Beispiel: Der König kehrt von einem Besuch in Ungarn und der Tschechoslowakei zurück, und González muß zum Flughafen fahren, um ihn abzuholen. Das ist natürlich Unsinn, vor allem wenn dazu gesagt wird, der Monarch und der Präsident (der Ministerpräsident heißt hier Präsident der Regierung) hätten zwei Minuten miteinander gesprochen. Aber es muß sein. Was sagt man bloß in diesen zwei Minuten? Wie war's in Ungarn? Du, das erzähl ich dir morgen, sag mir erst einmal, wie das Gespräch mit den Gewerkschaften läuft. Also, da waren wir gerade mittendrin, aber dann mußte ich zum Flughafen. Zwei Männer im gleichen Alter, beide mit demselben Spanien befaßt. Gestern empfingen sie gemeinsam den Präsidenten von Zypern, aber was sagen sie zueinander, wenn sie allein sind? Eure Majestät und Herr Präsident, oder Felipe und Juan Carlos? Was interessiert das schon, möchte man meinen, und trotzdem. Zwischen diesen beiden Männern müssen viele Geheimnisse und Namen hin und her gehen, und das schon eine ganze Weile. Dieser König war